



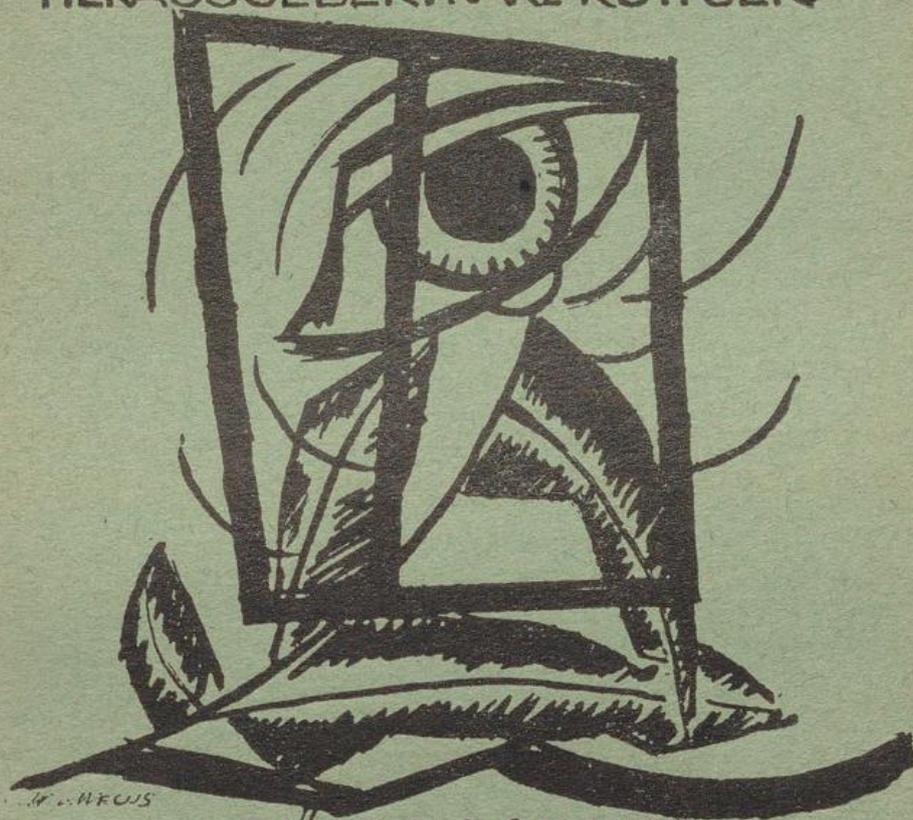
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das Kunstfenster 1920

Heft 9

DAS KUNSTFENSTER

HERAUSGEBER: KARL RÖTTGER



DÜSSELDORFER
KRITISCHE WOCHENSCHRIFT
FÜR DIE INTERESSEN ALLER KÜNSTE

ERSCHEINT ALLE SONNABEND

PREIS MK 1,25
VERLAG DAS KUNSTFENSTER DÜSSELDORF

HEFT 9

JAHR 1

24. 12. 1920

Verantwortlicher Herausgeber: Karl Röttger, Düsseldorf,
Kölnerlandstraße 12.

Für den bildkünstlerischen Teil zeichnet: Walter v. Wecus,
Düsseldorf, Martinstraße 99.

Das Kunstfenster erscheint jeden Samstag und ist in allen Buchhandlungen, Zeitungskiosken und im Straßenhandel erhältlich. Abonnenten wird das Kunstfenster vom Verlag unter Kreuzband durch die Post zugestellt. Die Abonnementsgebühr beträgt Mk. 15,— für ein Vierteljahr.

Verlag „DAS KUNSTFENSTER“
Zeitschriftenvertriebsgesellschaft, Hulbe, Blumenstraße 19

Berichtigung!

In Zimmermanns Bericht (Ein Geschlecht) in der vorigen Nummer muß es heißen: neu, nein jung klassisch (anstatt ganz klassisch) und: Eine seltene Kraft formaler Bindung, ohne daß dadurch die Leidenschaft geschnürt wird (anstatt geschürt wird).

Im Bericht „Ein Geschlecht“ muß es heißen Fritz Kranz (statt Herbert Kr.).

Eine Besprechung der letzten schönen Bücher von Anna Croissant-Rust: „Unkebunk“ und „Kaleidoscop“ folgt noch. —

Erklärung.

In einem hiesigen, wenig gelesenen Expressionistenorgan erdreistet sich, wie mir glaubwürdig berichtet wird, Schreiner zu schreiben: Ich habe Karl Röttger geohrfeigt. Das war für mich schmerzlicher als für ihn . . .

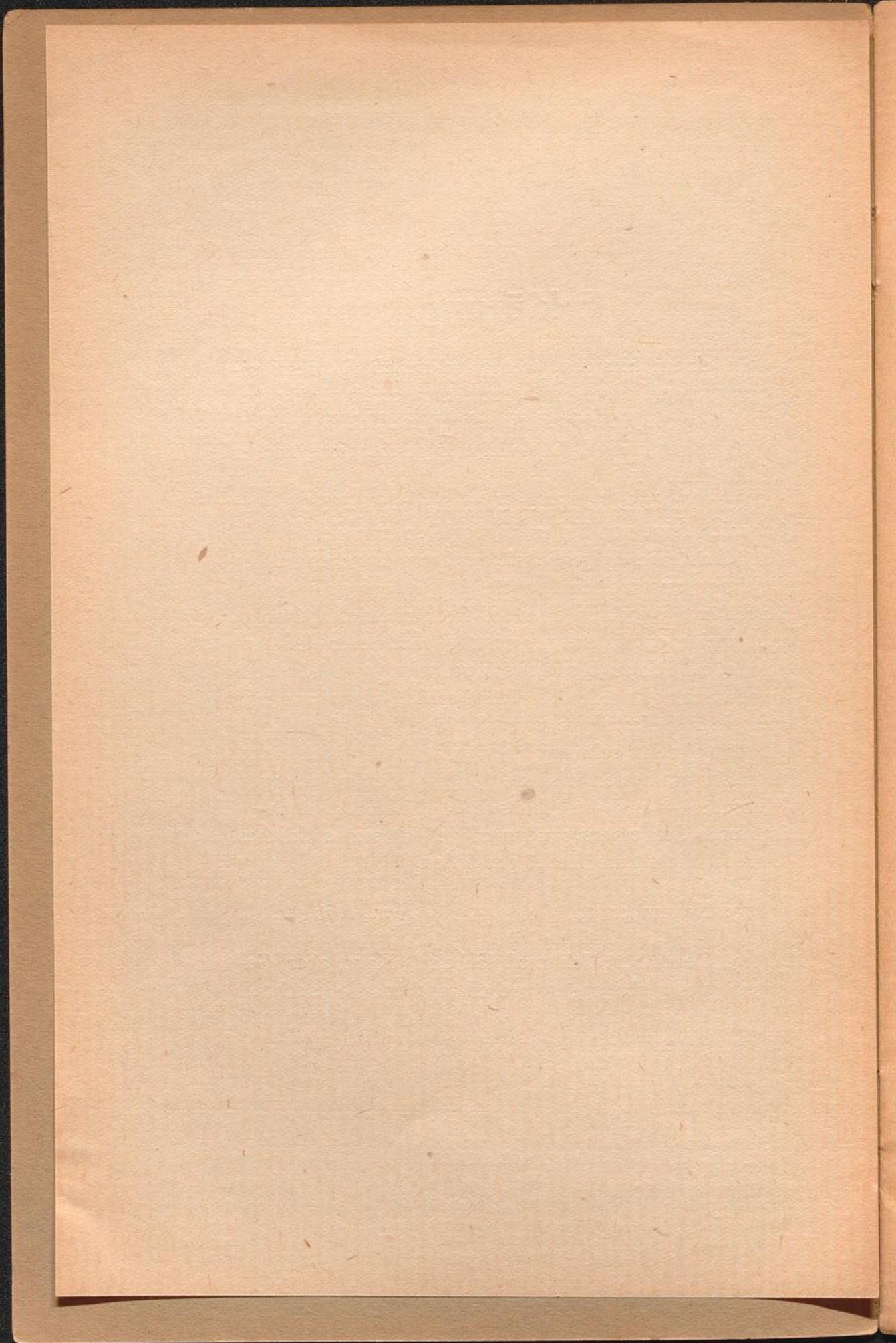
Diese Notiz ist in dieser Form *u n w a h r*. Schreiner hat mich feige von hinten angegriffen, nachdem er auf der Karlstraße einige Schritte neben mir gehend unter Drohung zu erreichen suchte, daß ich einen an mich gerichteten ungehörigen resp. frechen Brief abdrucke. Auf meine entrüstete Abweisung machte er den Anschein, zurück zu bleiben, schlug mich *v o n h i n t e n* (einen Schlag) an den Kopf und erhielt darauf von mir mit einer Ledermappe zwei Schläge über den Kopf. Ob das für ihn schmerzlicher war als für mich, wird er selber am besten wissen . . . Für jeden anständigen Menschen — und die gibt es ja in Düsseldorf noch — ist durch Schreiners raudiemäßige Tat sein sachliches Unrecht nicht zum Recht geworden.

19. November 20.

Karl Röttger.

19. Dezember: Ich muß lächeln. Kann aber Geschriebenes nicht ungeschrieben machen. Wie schnell sind tote Dinge mausetot. Wir wollen sie lassen und an neue lebendige Arbeit gehen.

Karl Röttger.



DAS KUNSTFENSTER

Düsseldorfer kritische Wochenschrift für die Interessen aller Künste

Heft 9

Jahr 1

24. 12. 1920

Christkind im Schnee.

Weihnachtsglocken wandern über das Schneefeld —
Viel tausend Lichter hat der Sternbaum aufgesteckt.
Hört ihrs knistern in der Winternacht?

Einsam geht ein Wanderer übers Schneefeld —
Aufrauscht der Sternbaum, ein Wald von Lichtern
Umblüht die Finsternis. Der Schnee liegt weiß.

Ein Kind liegt heut in weißen Tüchern —
Geh, such's im Schnee, du einsamer Wanderer.
Daß uns nicht heut das Christuskind erfriert.

Was hör ich singen im Winterwind?
Der Sterne Lied ist süß, süßweh.
Hinter den Dünen wälzt ihr Leid die See.

Weihnachtsglocken wandern weit übers Schneefeld.
Weihnachtsglocken wandern weit auf die See —
„Heut liegt ein Kind im Schnee, im Winterschnee.“

Aus Sternen tropft es glühend rot, die Tränen
Der Winternacht, nun blüht's im Schnee —
Der Weihnacht Blumenwiese unterm Sternbaum.

Ein Kirchlein liegt nah an den Dünen,
Über See gehn Schiffe nach haus, über See —
Schiffe und Ackerleute singen in dem Kirchlein.

Sie singens aus den Büchern:
„Ein Kind liegt heut in weißen Tüchern“,
Das liebe Lied. Die Mütter weinen.

Otto zur Linde (Gesammelte Werke, Bd. I).

DER ALTE GARTEN

Die Mondnacht ist hell wie der Tag. Nur magischer, zauberhafter. Etwas Betörendes und Verwirrendes geht von dem silbrigen Glanz aus, der über den alten Stadtmauern und Türmen, den spitzen Dächern und Erkern liegt.

In einem der alten Gärten, die zwischen den Stadtmauern und den hochgiebeligen Häusern liegen, sitze ich unter einem mächtigen Lindenbaum, der tiefschwarze Schatten um seinen Stamm birgt und mit den vielen wischenden Fingern seiner leis bewegten Blätter über die buchsumfaßten Wege greift. Das Haus, an das er sich lehnt, ist mein Wohnhaus, das Spukhaus, ein altes Kloster; mein Garten, der in dem schmachtenden Duft der Lindenblüten und Lilien steht, der alte Klostergarten.

Vor mir sehe ich die bizarre Form der Stadtmauer, von Türmen und Türmchen unterbrochen, bis sie am alten Tore endet, das seine Flanken ungefügt in die Mondnacht reckt.

Mit verschlafenen Augen blinzeln die Fensterchen der Turmwohnungen in die bläulich-weiße Nacht. Mein Haus liegt dunkel, stumm, mit steilem Dach und doch breit hingelagert hinter mir. Weite hallende Gänge hat es und breite kalte Treppen, auf denen ein eigener Geruch, eine Atmosphäre früherer Zeiten liegt, stille Zimmer, die nach dem verschwiegenen Garten gehen, und düstere stumme Winkel. Es ist das Haus der heimlichen Stimmen, der huschenden Schatten in den breiten Gängen, das Haus mit den zitternden Lichtern, die jäh erlöschen und in der Tiefe des Ganges wieder auftauchen, der ächzenden Bretter, des entschwebenden Gesanges, der verweht ist, ehe man ihn so recht hört. Nun liegt sein Dach mit dem Goldkreuz im Mondlicht, ein paar Fenster zittern im Perlmutterglanz, die Mauern stehen im tiefen Schatten der riesigen Lindenbäume, nur manchmal, wenn der Nachtwind in den Kronen rumort, tasten matte Lichter das dunkle Gemäuer ab.

Mir ist, als beginne, während ich in der Nacht im alten Garten sitze, das Haus sein eigentliches Leben, das sonst scheu vor mir verstummt. Alles um mich hält den Atem an, nur die Stimme des Windes spricht zart mit dem alten Hause, bringt den Duft der Wiese, den Klagelaut eines schlafenden Vogels, geheimnisvolle Botschaft von weit her. Alles wird zeitlos um mich. Die alten Häuser, die Mauern, die Bäume, das ungefügte Tor, alles wird unwirklich in dem bläulichen Gespinnst des Mondlichtes.

Die rötlichen Turmfensterchen sind erloschen, nun herrscht nur die Mondnacht. Rings um mich ist es wie ein Lauschen, ein Abwarten.

Da tönen zwölf Schläge vom Turm der Martinskirche. Wie von hoch, hoch oben kommen sie durch die Nacht und hallen fort. Doch nun sind es nicht die Glocken, nun sind es Orgeltöne, die leis und immer lauter tönen. Jetzt sind sie wie ein gedämpfter Jubel, dann wie Trauer, und wieder ist ein Brausen in der Luft wie ein Triumph.

Vor mir sehe ich die breite Masse einer Kirche aufsteigen, ein altgotisches Tor, die Flügel weit geöffnet, mit krausem Zierat umrankt, eine hohe, feierliche, gotische Halle, alles in einem transparenten, milchweißen Nebel, der den ganzen Garten füllt und bis zum Hause geht. Auch dort ist die Pforte geöffnet. Aus dem Dunkel treten Gestalten in den Nebel, ziehen die Gartenwege entlang, kommen mir immer näher, ein langer Zug ists, über dem ein feines und hohes Tönen klingt, deutlich vernehmbar im Brausen der Orgel.

Nonnen sind es, singende Nonnen in weißen Gewändern, kaum zu unterscheiden von dem weißlichen Nebel, der sie zu tragen scheint. Doch sehe ich sie deutlich, wie sie an mir vorübergleiten. Ich höre keine Tritte auf den Gartenwegen, ihre Körper sind durchsichtig, ich sehe durch die alte Kirche, sie sind eins mit dem silbrigen Nebel und doch deutlich wahrnehmbar. Endlos ist der Zug der schwebenden Nonnen, von aller Erden schwere sind sie entlastet, von allem Kummer befreit, fremd allem Irdischen. Nach oben heben sich ihre Augen, verklärte Augen in jungen blühenden Gesichtern, ihre Augen senken sich, Augen in alten friedvollen Gesichtern. Lilien tragen sie in den Händen, rote oder weiße Rosen und Zypressen. Bis zu mir kommt der süße und herbe Geruch. So schwebt der Zug der Kirche entgegen und immer ist dies selige Tönen über ihm, dieser unirdische, leise Gesang. Immer mehr dehnt sich der Garten aus, die Kirche und das Portal rücken ferner, ich sehe die vielen weißen Gestalten, wie sie über die Kirchenschwelle gleiten, verlöschen, zergehen wie ein Licht erlischt, noch sehe ich eine strahlende Helle in der Halle, sie wird matter und matter, die Orgel verstummt, der Gesang ist aus, die hohen Kirchenfenster werden dunkel, Portal und Kirche versinken.

Um mich ist die stumme Mondnacht, kein Laut, auch der Wind schweigt, und die weitgeöffnete Türe meines Hauses schaut schwarz in die stumme Helle. *Anna Croissant-Rust.*

AN FRAU CROISSANT-RUST

Mitte November 1920.

Liebe verehrte Frau Croissant-Rust!

Als ich jetzt darauf aufmerksam gemacht wurde, daß im Dezember Ihr sechzigster Geburtstag sei, wars einen Augenblick wie ein leises Erschrecken. Warum? Das muß man zu leuten versuchen. Nicht, daß ein Mensch solches Alter schon erreicht hat, denn jedes Lebensalter kann schön sein — aber daß Menschen wie Sie in Deutschland stehn, mit einer Arbeit und einer Schönheit des Schaffens, die allen oder vielen hätte sichtbar sein sollen — und es doch nicht ist! Es geschieht, liebe verehrte Frau, viel Unrecht in Deutschland, im neuen wie im alten. Unrecht, das seit mehr als einem Jahrtausend in unserm Volke geschah. Nicht meine ich, daß die Fixen, die Schnellmäuligen, was heute die Literaten und Literaturschieber sind, — daß die immer voran sind, den Tagesruhm auf sich und das Tagesgeld in sich lenken. Das mein ich nicht. Aber daß die, welche es wissen können und müssen, wer neben dem Literaturbetrieb als Dichter da ist . . . es dann doch nicht sagen, es nicht mit Inbrunst oder in Zorn oder edlem Pathos oder mit liebevoller Hindeutung zum Ausdruck bringen — das ist es. Und so kommt es, daß Dichter jahrzehntlang mit ihren Büchern da sind, aber das deutsche Volk lebt an ihnen vorbei.

Ganz so schlimm ist es mit Ihnen nicht. Es gibt schlimmere Fälle, Sie sind sogar, zur Zeit des Naturalismus als Ihre „Feierabend“geschichten erschienen, eine berühmte Dichterin gewesen. . . . Aber je reifer Sie als Dichterin wurden, umso ferner sind Sie dem Tagesruhm gewachsen.

Wir Dichter wollen nicht aufhören, die Schande unseres Volkes zu sagen (an der auch wir selbst noch ein wenig teilhaben, da man in der Hingabe und Liebe nie genug tun kann und tut): die Schande, daß es gerade die Echtesten darben läßt, sei es an Brot, sei es an Liebe. Die schnellfertigen Macher gehen mit Beiden, sich ins Fäustchen lachend, davon.

Ich entsinne mich Ihrer ersten Bücher, die ich von Ihnen las, des „Pimpernelle“ und des „Winkelquartett“. Wie ich, hingerissen, anfang, Ihr ganzes Schaffen kennen zu lernen, von den Feierabendgeschichten an, die anscheinend ganz „krasser Naturalismus“ waren und in denen doch das gute Herz einer Dichterin schon schlug, die übrigens fast gleichzeitig neben diesen Feier-

abendgeschichten zarte Gedichte in Prosa schrieb. Ich lernte Ihre herrlichen Sammlungen „Aus unsers Herrgotts Tiergarten“ und „Arche Noah“ kennen. Ich las Ihre großen Romane „die Nanne“ und „der Felsbrunner Hof“ und sage nun dies: Sie sind, soweit ich heute sehe, aus dem Naturalismus der einzige epische Dichter großen Formats. Ich sehe nichts Wesentliches auf dem Gebiete der Epik außer Ihnen. Sie wissen, wie ich zum Naturalismus stehe. Er ist unnotwendige Bewegung gewesen; ebenso unnotwendig mußte er, nachdem sein Wesentliches in uns eingegangen war, überwunden werden. Sie wissen auch, ich selbst bin in meinen epischen Dichtungen romantisch, religiös, philosophisch durchsetzt (ohne aufzuhören Epiker zu sein) und grad darum, weil ich fast antipodisch zu Ihnen stehe, liebe ich Ihre Werke, die so kostbar dinglich, gegenwärtig sind (auch wo Sie „reine Erfindung“ der Handlung gelten); die soviel Liebe eines gegenwartsnahen und doch, scheint mir, einsamen Herzens offenbaren. War noch in den Feierabendgeschichten manches Gegenwartsstück ungeschmolzen in die Bücher übernommen —: war Ihr Dichtertum doch plötzlich in der Sonne des Humors reif geworden in „Pimpernelle“, in dem „Winkelquartett“, das in der deutschen Dichtung immer eine Perle humoristischer oder tragikomischer Dichtung sein wird. — Wer ist schuld, daß Sie nicht allein solcher Werke wegen schon nicht nur hochgeehrt, sondern auch tausendoft gelesen lastehen? Und heuer den Nobelpreis haben? Vielleicht wir alle. Ich weiß, Sie beklagen sich am wenigsten. Aber es sei dies alles einmal ausgesprochen. Die kostbaren Stücke in den zwei Novellensammlungen „Aus unsers Herrgotts Tiergarten“ und „Arche Noah“, denen Sie soeben nochmals eine Perle anreihen: das „Kaleidoscop“. Dazwischen die Romane, die ich oben schon nannte, Ihr reines Totentanzbuch mit den Bildern von Willi Geiger — Sie haben ein bedeutendes Werk geschaffen, sind einen guten Weg gegangen, sind sich treu geblieben! — (wo ist mancher Genosse aus dem Naturalismus schmachlich gelandet?) haben in Erdennähe und doch nicht ohne Sterne zu Haupt Dinge geschaffen, mit denen zu leben den Deutschen besser wäre als die Sensationen hetzenden Literaten der Zeit. Wo sind sie hin, die von damals, — Arno Holz, die herbe tragische Gestalt, ganz still geworden, Johannes Schlaf einem rationalen Mystizismus verfallen, andere in die verlogenste Bürgerlichkeit versunken, andere in die archaisierende Stilkunst toter Jahrhunderte geflüchtet.

Sie haben die Fahne des Dichtertums hochgehalten, das da sagt: Hier und heute bin ich, wer ich bin, wandelnder Baum, Fuß an der Erde, Haupt im freien Raum. Nahe den Menschen und doch über ihnen; aber ihre Torheit in der Sonne meines Lächelns versöhnend . . .

Ich grüße Sie und wünsche Ihnen alle Schönheit und Stille einer reifen Zeit.

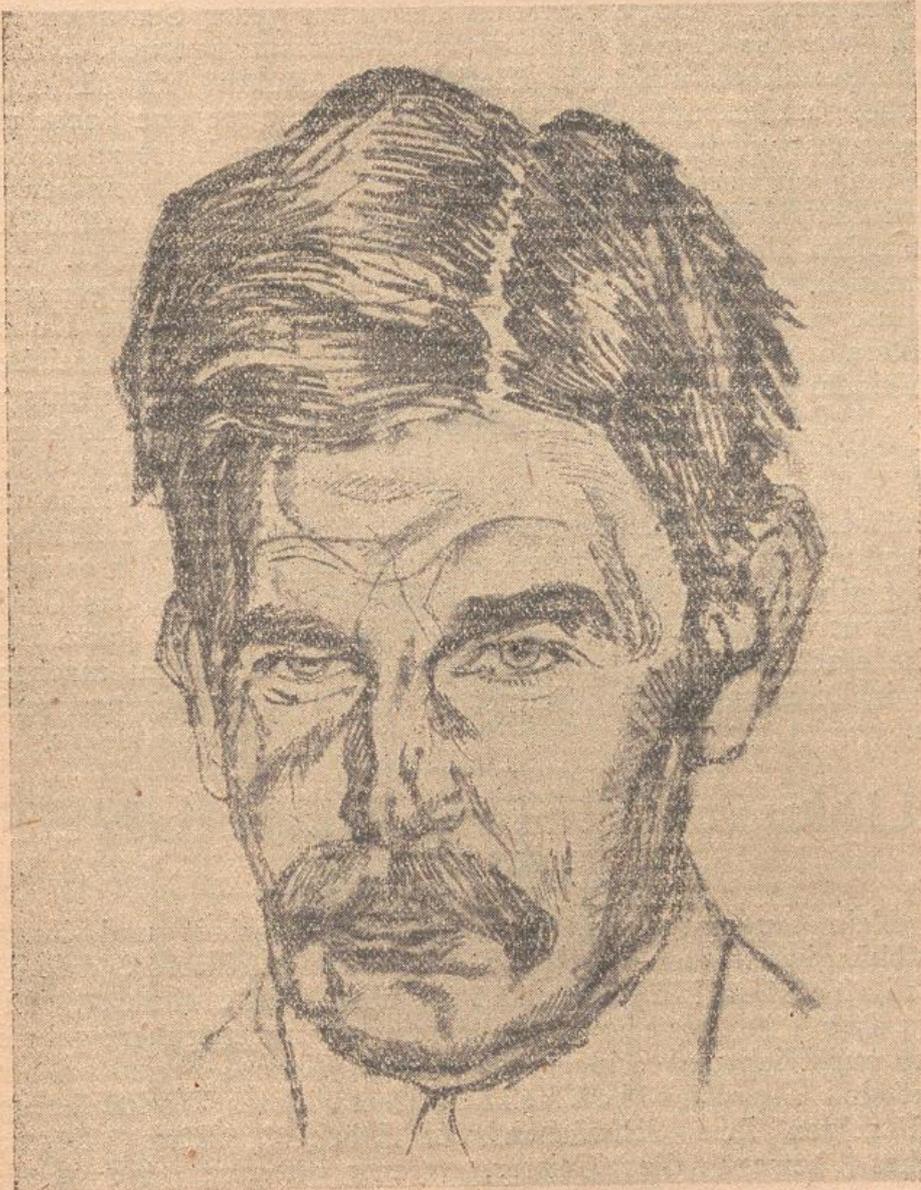
Karl Röttger.

ABRÜSTUNG

Nachdem, zur Abwehr unprovocierter Angriffe, auch an dieser als Freihafen gedachten Stätte persönlicher Kampf nicht hat vermieden werden können, ist es ein Bedürfnis, zusammenfassend und abschließend ein prinzipielles Wort zu sagen.

Es ist kein Zeichen starker Zeiten, wenn einzelne Künstler und Schreiber, wenn ganze Zeitschriften, ja ganze Künstlergruppen und Geistesbünde letzten Endes überhaupt vom Streite leben, dermaßen, daß sie ausgepumpt erscheinen, sobald, mangels geeigneter Gegnerschaft, ihre Kampfstellung hinfällig wird. Linkes Bein vor, rechte Faust geballt, knirschende Zähne, Schaum vor dem Munde, stehen sie dann da, und erstarren unversehens zum Begasdenkmal, wenn man nicht mehr mit tut und sie einfach stehen läßt. Wir beabsichtigen also zu verfahren. Das Größte und Ärgste mußte ja, wenigstens versuchsweise, pausiert werden. Aber nun sei es genug. Wir tun nicht mehr mit. Und wenn man sich auf den Kopf stellt. Wir treten feierlichst außer Wettbewerb mit allem literarischen Preisboxertum. Wir lassen Euch die Stätte. Tummelt Euch weiter, erfindet das Absurdeste, schlägt das Rad, macht Spektakel, bis man Euch einsperrt: — es ist uns alles egal. Wir tun nicht mehr mit. Das Niveau ist uns zu tief.

Soviel zum Thema in eigener Sache. Abseits davon ist auch sonst in Düsseldorf viel Streit. Es wäre ein ander Ding, wäre an und für sich wohl der Erwägung wert, ob man versuchen sollte, hier klärend und schlichtend zu wirken. Wir haben uns aber entschlossen, uns auch in diesem Falle draus zu halten. Und zwar aus demselben Grunde, der vordem in eigener Sache entscheidend war: Das Niveau ist auch hier zu tief. Menschlich zu tief. Man käme in zu schlechte Gesellschaft, wenn man sich einmischte. Womit nicht die agierenden Hauptpersonen gemeint sind. Das sind immerhin Leute wie Roeber, Koetschau, Uzarski — also Persönlichkeiten, Jeder auf seine Weise.



Prof. Lothar von Kunowski
Original-Handzeichnung

Egon Aders

Deretwegen lohnte es sich schon, einzugreifen. Aber es schmarotzt auf beiden Parteien zuviel übles Volk und zieht das Niveau herab. Kleine Schreier, die hinter jeder Sensation her sind, wie die Hyänen hinter dem Verwesungsgeruch, gierig schnuppernd, ob nicht ein Kleckerchen „Ruhm“ für sie dabei abfalle, gemütskranke Ehrgeiz-Epileptiker, die nie eine Sache um ihrer selbst willen tun. Diese Typen sich vom Halse zu halten, hat man auf beiden Seiten nicht verstanden. Festgebissen in einen Kampf auf Tod und Leben war man allzuwenig wählerisch und nahm als Spießgesellen wer immer sich gerade anbot. Das rächt sich. Dadurch wird es uns z. B. völlig unmöglich gemacht, Stellung zu nehmen, was, ohne den Aktionsradius des Kunstfensters irgendwie zu überschätzen, doch für die Allgemeinheit von einem gewissen Nutzen sein könnte. So bleibt uns nichts zu tun, als die Moral zu ziehen, die unsere Devise ist: die Mahnung zur Sachlichkeit. Sie ist das A und O, sie ist das Einfachste und Selbstverständlichste, aber auch das Schwerste. Eine unpopuläre, altmodische Tugend ist sie, aber eine rechte Männer-tugend und das untrüglichste Kriterium der Qualität, das es überhaupt gibt, das nie versagt. Gemeinplatz? Gott ja, das Große ist immer ganz einfach, nie kompliziert. Und das ganz Einfache erscheint Euch gemeinplätzig. Was ist da zu machen? Geh in Dich, raffinierter Zeitgenosse. Werde einfach und sachlich.

Egon Aders.

KUNSTSTREIT UND KUNST-LEISTUNG

Kein Augenwackeln, pupillarische Sicherheit und innere Unabhängigkeit tun not! Es gibt eine Kunst, die in gesicherter Lage schafft, und eine Kunst, die aus der Tiefe schreit. Wo sie zusammenprallen, geht es Hieb auf Hieb und Schlag auf Schlag. Kampf in jeder Form setzt ein. Persönlichkeiten treten hinter Werken hervor und zeigen ihre Schwächen wie Stärken. Etwas Dramatisches bewegt die Geister. Jener kommt zu Falle. Dieser steigt auf. Es gibt Triumph und Unterliegen. Das Menschliche erhebt sein Haupt, aber auch das Unmenschliche. Die Grundfesten der Kunstgemeinschaft werden erschüttert. Es fragt sich nur, ob sie neugegründet oder gänzlich vernichtet werden.

Wenn der Katalog der Galerie Flechtheim mitteilt, daß weitere Gesamtausstellungen von Künstlern infolge des Drucks der Luxussteuer sehr bald eingestellt werden müssen, so offenbart sich zugleich, daß es dem modernen Expressionismus in Düsseldorf an Freunden fehlt, einen ihm hauptsächlich dienenden Kunstsalon zu halten. Die Gegnerschaft scheint stärker zu sein. Nun schwebt aber über allen Kunstkämpfen die gute Künstlerleistung und der Regenbogen ihrer Anerkennung, auch wenn sie unterliegt. Er sollte darüber schweben. Die Galerie Flechtheim bot vor dem Krieg und nach dem Krieg reiche Anregung in wohlgeprägten Ausstellungen aus der Nähe und aus der Ferne. Jedesmal das zur Geltungbringen einer bestimmten Persönlichkeit von Wert. Auch Gegner solcher Richtung müssen die Arbeitsleistung dieser Galerie anerkennen.

Diese Ausstellungen waren keineswegs nur revolutionär. Hier traten Nauen, Campendonk, Morgner, Uzarski, Bretz, Gertrud von Kunowski, mehrere Sohn-Rethel, Heuser, Rohlf, te Peerdt, von Wecus, Aufsesser, Lehbruck hervor, wie kürzlich Ophéy als lyrischer Künstler, dann Burchhartz mit rauher, primitiver Kunstdichtung. Aber auch die Altchinesen und ein Alessandro Magnasco kamen zur Geltung. Jedenfalls verlieren nicht nur die Galerie, sondern auch die Künstler eine Lebensmöglichkeit, wie die ganze Kunstgemeinschaft der Stadt einen Ort lebensvoller Anregung weniger haben wird.

Eine Ruhe des Absterbens hat für niemanden einen Wert, nur größere Ruhe im Urteil über alles Beunruhigende könnte erhofft werden, wie auch größere Ruhe im persönlichen Sturm auf gegen nur und ausschließlich durch Leistung zu erschütternde Stockung oder Verstocktheit. Es muß eine gewisse Vertrauensbasis geben, die allein darin bestehen kann, daß auch Gegner vor guter Leistung der Gegner, welcher Art sie auch sei, die Fahne senken. Sonst werden sich bald alle schaffenden Künstler, Dichter, Organisatoren gegenseitig und dadurch die ganze Kunstgemeinschaft der Stadt kleingemacht haben, statt sich gegenseitig durch unbedingte Anerkennung fruchtbaren Wirkens gegen Haß und Zersetzung völliger Unfruchtbarkeit zu schützen.

In der Kunst gibt es nur eine Moral: „An den Früchten werdet Ihr sie erkennen“. Sie sollte jedes andere moralisierende Toben ablehnen. Was unantastbar ist, das ist das geistige Verdienst in und um die Kunst in jeder Partei.

Davon muß aber auch dem, der es sich erworben hat, ein gewisser Schutz erwachsen, besonders gegen solche, die sich dessen nicht rühmen können. Sonst wird das Kunstleben zur Hölle in Neid und Streit, statt die gereinigte Luft, das Paradies der Kunststadt, selbst zu sein. Verliert sie dieses Ziel aus dem Auge, so hebt sie sich selbst auf. Sie würde ihren obersten Zweck verleugnen und gerade das Gegenteil von dem bewirken, wozu sie da sein sollte.

So ein rechter Schwerterschlag ist gut, sehr gut. Eine Geistesklänge recht fein durch die Luft pfeifend: wer hätte nicht seine Freude daran, Kämpfende wie Zuschauer! Aber doch nur, wenn auch der Kunststreit als Kunstleistung aufgefaßt werden kann, als ein kunstvolles, farbenbuntes Turnieren im Sinne von Wolfräm von Eschenbachs edelster Kampfesregel, die er in seinem „Parsifal“ allen Streitern empfahl, welche in Not und Tod zwischen Blumen im Gras und dem tiefblauen Himmel an das Wort glauben: „Der Gralspeist seine Ritterschaft“. Oder lügen wir uns die klassische Bildung nur vor? „Schwärmen“ wir nur für das hohe Mittelalter? Wollen aber garnichts von alledem tun; wollen nur Ideale als „Wolkenkuckucksheim“, aber nicht als die einzig wirkliche und wirksame Wirklichkeit ansehen und verwirklichen?

Lothar von Kunowski.

A U S T I E F E R N O T

Der Mensch aller Zonen und Nationen kann nur geheiligt werden, wenn Kunst und Religion einander tragen, wenn in der Malerei Grünewald, in der Plastik die mittelalterliche Domfigur, in der Musik Bach, in der Dichtung Novalis in neuen Künstlern wiederkehrend neue Blüte entfalten. Wir Deutschen haben alles. Wir brauchen nur zu finden! Kein Untergang des Abendlandes, sondern eine neue Geistblüte Deutschlands! Selbstverständlich müssen wir unseren Acker bebauen, unsere politischen Verhältnisse ordnen; aber: in unsere Nationalökonomien und Staatsmänner muß künstlerische Gestimmtheit, muß religiöser Geist einziehen. Wir müssen uns ungeheuer tief vergeistigen, be-seelen, begeistern! Wir können nicht alle Künstler des Kunstschaffens werden; aber: wir können alle schöpferische Geister werden: Liebende. Brot, Geld, Handel: all das muß geordnet werden. Wir können nicht alle grenzenloser Hingebung selig dichten, malen, bildhauen, musizieren; aber: wir können alle Rhythmus in unser Leben und Tun bringen. Religion, in Domen

und Gemälden und Musik sich allen sichtbare Symbole schaffend, kann alles deutsche Leben durchpulsen.

So muß es gotisch sein: Heilig lichter Strahl des Gemeinschafts-Heilszeichens muß die schmutzige Arbeit letzten Reingers, Beiseiteschaffers der Gemeinschaftsabfälle vergolden, daß sie als heiliger Beruf begriffen werde. Wir können nicht alle tanzen oder Choral singen außer bei Festen; wird Werktagsarbeit nicht getan, ersticken wir im eigenen Abfall und verhungern! Arbeit muß geleistet werden; aber sie kann nur geleistet werden, wenn das Herz sie pulst!

Gemeinschaft darum! Menschentum! Deutschtum! Gemeinschaft ist von jeher deutsch!! Ist immer erstrebt, gepredigt, nur nie erreicht worden. Aber jetzt! Alles Individuum sei gespeist vom Mittelpunkt der Gemeinschaft, von Urvater und Urmutter, alles Individuum, wachsend, sich formend, strahle zurück in die Mitte! Jeder empfangen, jeder gebe! Jeder mehre, jeder nähre sich! Klebt nicht an lausigen Scheinen! Wickelt nicht alles Erhabene in dreckige Kassenscheine! Handel, ja! Der ist nötig; aber kein Kuhhandel!

Zum Paradies ist ein weiter Weg. Ein arbeitsloses Paradies gibt es nicht!!! Wird es nie geben. Arbeiten oder verhungern! Aber gotisch arbeiten! Die Wirklichkeit ist eine Hölle! Aber auf ihrem Boden können sich Dome erheben! Uns ist gegeben, im Schmutz rein zu werden, in der Hölle himmlisch.

Durchpulst unser Herz unsere Arbeit, dann wählen wir immer das Rechte. Kein Staatsmann wird der Nordnadel des Aufstiegs entraten, kein Bauer, kein Straßenreiniger!

Seht euch doch Holbeins Totentanz an! Dann wißt ihr! Wille zum Wachsen und Demut des Wissens, wie langsam wir wachsen: beide unbegrenzt. Gotisch! *Rudolf Paulsen.*

DIE HIEROGLYPHE

Von Kunstmaler *Fr. Henning.*

Es gibt zwei Wurzelgründe der Hieroglyphe, einen historischen, als in der Zeit liegenden, und einen zeitlosen, als dauernd neben der Zeit vorhandenen. Die alt-ägyptische Hieroglyphe ist uns nur historisch vorhanden, da sie einmal als Schrift aus der Zeitlosigkeit ausscheidet, das andere Mal selbst als Bild durch die Zeit ihrer Entstehung uns historisch gelagert erscheinen muß. Es kann vorerst hier nur behauptet werden, daß wir so nur ihre Oberfläche kennen, daß sie aber nach allen Anzeichen ihrer Struk-

tur ursprünglich zeitlos war, also keine Schrift, keine Type, sondern manifestierter Sinn, also eine zeitlose Expression.

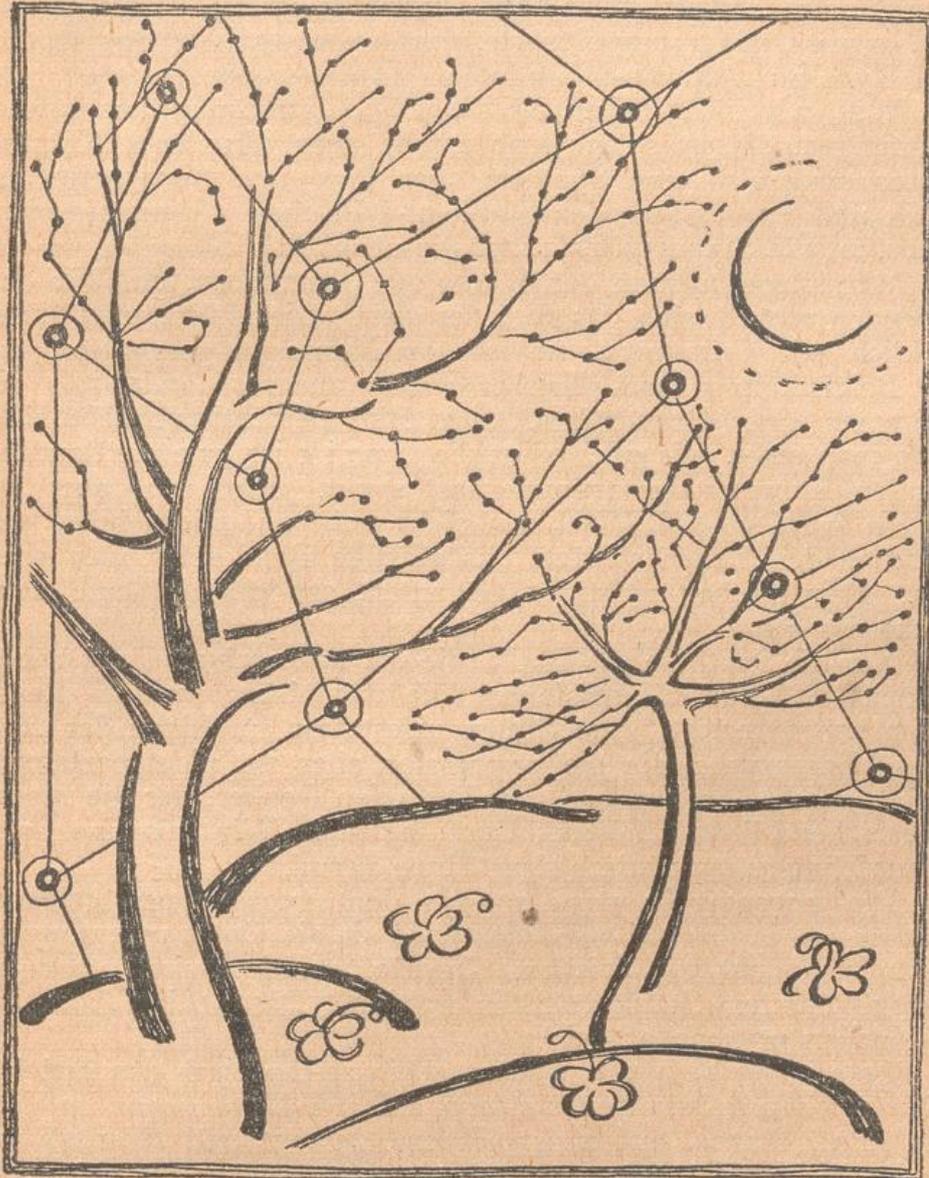
Die historische Hieroglyphe interessiert uns hier nicht, da sie aus der Kunst ganz ausscheidet, ja die zeitlose ist nur insofern hier wichtig, als sie den Ausdruck, wie die Möglichkeit seiner Erklärung, hergibt. Es kann hier nicht historisch bewiesen werden, daß die alt-ägyptische Hieroglyphe ursprünglich eine zeitlose Expression eines Sinnes war, ehe sie Type und Lauttype wurde, es kann nur gesehen werden, daß es so ist, da sich Expressionismus nur mit Expressionismus erschließen läßt.

Wichtig ist hier nur das Eine, daß es neben der Schrift, der daraus gebildeten Registratur, und der daraus wiederum entstandenen exakten Wissenschaft, einen Weisheitspfad gibt, der der Manifestation nicht zu entbehren braucht, man sei sich nur der Wegrichtung klar bewußt; also eine Manifestation des Sinnes im Zeichnerischen, die sich bis zur Hieroglyphe verdichtet, ohne jedoch es notwendig zu haben, den Weg der Type einzuschlagen.

Wichtig ist ferner, beide Wege klar zu erfassen, den des Sinnes und den der Type und zwar ohne jede Wertschätzung, da lediglich hier nur eins minderwertig sein kann, die Verwechslung beider. Die Type, die die Exaktheit für sich hat, ist in dieser Weise ungeheuer sozial, aber ohne Tiefe; die expressionistische Manifestation ist tief ohne sozial zu sein, da sie aus eigener Hemmung sich der Breite verschließt.

Hier ist der Expressionismus, wie wir ihn haben, anzufügen, dessen augenblickliches Bild vollkommen ungeklärt ist, da lediglich eine Typisierung, die der akademischen Optik, endgültig als nicht zureichend erkannt wurde. Hierzu ist zu sagen, daß die optische Richtigkeit sich als Type erschöpfte. Die mit mehr oder weniger Geschick gegebene Type, die durch die Photographie unendlich erweitert wie unendlich typisiert war, reichte für die Bewältigung des Raumes nicht mehr aus, der seelische, gefühlsmäßige Teil konnte sich eben in einer zur Type gewordenen Technik nicht mehr ausdrücken. Hierbei ging er aber, — was viel zu wenig begriffen wird —, des sozialen Teils verlustig, er gewann zum größten Teil nur das an Tiefe, was er an Breite verlor, oder anders gesagt, er ist theoretisch vorzüglich, versagt aber praktisch.

Bleiben wir hier beim Bilde der Breiten- und Tiefenausdehnung, so ist zu sagen, daß eine Dimensionierung bisher nicht stattfand, da diese nie durch Revolution allein zu leisten ist, sondern nur durch synthetisch liebende Unterfangung der ehemaligen Basis. Durch Arbeit! Wir haben im Expressionismus



Knospender Baum

Fritz Henning

somit nur das Bild der zerbrochenen ehemaligen optischen Registratur und Type, samt ihrer zerbrochenen sozialen Breitenausdehnung, haben also in den vorhandenen expressionistischen Werken eine Atomisierung ohne Dimensionierung, da bisher nur eine polare Umlagerung erfolgte, von optisch-sozialer Registratur und Type zu räumlich-individuellen Expressionen.

Was wir nicht haben ist die Dimensionierung aus beiden Richtungen, die als solche klar erfaßt, eben räumische Komponenten sind, also eine Synthese aus Type und Sinn resp. aus Optik und Expression oder Statik und Freiheit. Was wir nicht haben, ist die Sinnmanifestation, die neue Statik.

Wir sitzen auch in der Kunst auf Trümmern, und für den Sehenden schließt sich das Bild der Zeit. Die „Merzkunst“ baut wirklich mit Trümmern, sie ist von Menschen geschaffen, die zur Befriedigung ihres Triebes nichts anderes fanden als die Trümmer einer Brandstätte. Das Bild der Zeit schließt sich, wenn man sieht, wie unerledigt die Optik ist, wie sie dauernd in allen Expressionen trümmerhaft spukt. Eins muß aber begriffen werden, daß Mischung nicht geht und nicht hilft, daß zwischen den Teilen so stets das geistige Band fehlt, das leben läßt. Wir müssen nicht ins Gegenteil, sondern auf eine neue Ebene des Sinns.

Nur die Synthese aus Optik (die wir nur noch als Type haben können) und aus Expressionen (die wir bisher nur als Revolution haben) erlöst. Die Sinnmanifestation im Sinne der zeitlosen Hieroglyphe, die die Expression aller ist, nicht parlamentarisch geschaffen, sondern vom liebenden Denker, der die Masse beherrschend liebt, geleistet. Dort liegt das „Wir“ als eine Breitenausdehnung synthetisch dem Sinne vermählt.

Die Hieroglyphe wird so aus den Expressionen geleistet werden und in ihrer Konsequenz wird sie die Optik unterfangen. Zeichnen kommt von Zeichen. Die Deformation wird von einer hieroglyphischen Statik gehalten werden. Das Soziale vom Individuellen untrennbar sein.

Es sei hier betont, daß nicht allein zeichnerisch das Ziel ist, Hieroglyphen zu schaffen, sondern, daß jede Konsequenz im Verfolg eines Sinnes, auf andere Ebene gelangt und Hieroglyphe wird. Sie ist die Zusammenraffung des Raumes zu einer Dimension, die als Form allseitig gerecht ist. An einem Beispiel erklärt: Das Flugzeug ist eine Hieroglyphe des Vogels, nicht durch verlängerte Optik erreicht, die also ähnlich dem Daedalus und Ikarus der antiken Sage den Vogelflügel optisch übernahm, sondern durch Verfolg des Sinnes in der Gegebenheit räumischer

Komponenten, wobei letzten Endes eine Form entstand, die nicht der optischen Form des Vogels entgegengesetzt ist, sondern diese durchaus unterfängt, ja sich ihr bis auf ein Stück Raumwachstum nähert, dem, daß man auch fliegen kann, aber nicht fliegen muß. Es ist wesentlich hier zu begreifen, wie die Typisierung der Optik durchbrochen ist, wie der Sinn geleitet ist und wie letzten Endes die Hieroglyphe nicht in einer Abwehrstellung gegen die optische Form des Ausganges beharrt, sondern diese unterfängt!

Die Hieroglyphe allein ist Nahrung im weitesten Sinne, die Kräfte und ihre Stadien sind nicht genießbar, da sie zwischen den Ebenen liegen, nicht Erde, erst Brot, nicht Stickstoff erst die Frucht kann gegessen werden. Arbeit aber heißt der Weg zwischen den Ebenen!

DIE UMGESTOSSENE STAFFELEI

Der alte Friedhof ist eine Art Park und hat Ruhebänke an den Wegen und Schilder an den Toren: wann zugemacht wird.

Ich hatte mich auf eine Bank gesetzt und schaute dem Maler zu, der da hinten an seiner Staffelei stand.

Es war schon immer so, daß ich entzückt war von der Eleganz der Pinsel und der Eleganz der Bewegungen der Hand beim Malen und den Bewegungen des ganzen Körpers des Malenden.

Da es leicht zu dämmern begann, arbeitete er erregter und erregter. Obwohl ihn seine Arbeit ganz einzunehmen schien, glaube ich doch, daß er sich so weit spaltete, um ein wenig verliebt in seine Bewegungen zu sein.

Aus grauem und grünem Hochüberwachsensein kam ein bißchen verrosteten Grabgitters und eine Ahnung von Grabstein.

Das Grab also malte er.

Zwei Jungen kamen an ihm vorbei, guckten einen Augenblick, und als sie sich satt gesehen hatten, gingen sie weiter.

Ein Sandhaufen lag da im Weg.

Einer setzte sich darauf und der andere setzte sich in den Rasen.

Nun begannen sie sich mit Steinchen und Grasklumpchen zu werfen.

Dann stand der vom Rasen auf und wollte den anderen packen. Da er weglief, kriegte er eine Faust Sand nach.

Da sah ich den Maler auffahren, seine Palette ins Gras werfen, ich sah den einen Knaben fliehen, den andern sich nach dem Maler umsehen, die Situation begreifen und auch fliehen.

Der Maler war hinter dem her, der nicht geworfen hatte, der ihm aber zunächst gestanden hatte.

Es ging quer über den Rasen und die fast verschwundenen Grabhügel. Als ihn der Maler hatte, war eine Unterhandlung. Der Junge beteuerte sicher seine Unschuld, der Maler gab ihm einen Klapps an den Kopf und ließ ihn laufen.

Als der Junge ein Ende weg war, begann er zu schimpfen.

In diesem Augenblick erscholl aus der Gegend der verlassenen Staffelei ein heller Ruf.

Ich sah sie umgestürzt daliegen und den anderen Knaben eilig zum Ausgang fliehen.

In diesem Augenblick mußte ich lachen; denn ich dachte an Kinder, denen ein Butterbrot fällt und die die Tücke des Schicksals feststellen: wieder auf die Butterseite.

Und so lag auch das Bildchen da: wieder auf der Butterseite.

M. M. Ströter.

STADTTHEATER: TURANDOT SCHAUSPIELHAUS: DORNRÖSCHEN

Mit sparsamen Mitteln wurden auf der Mitte zwischen Illusion und Stilisierung Stoff, Farben und Licht traumhaft schön auf große Flächen verteilt, für den rauschenden Wortfall Schillers manchmal zu süß in der Tönung. Die äußerst straffe Darstellung war sehr glücklich auf einen für das Tragische primitiv-menschlich grausamen Ton gestimmt. Für das Bühnenbild zeichnete Fritz Lewy . . .

Was Schillers Turandot am rein Märchenhaften fehlt, hat Karl v. Fellners Dornröschen schlechthin in Vollkommenheit. Ein Dichter, der noch viel zu wenig bekannt ist: glockenrein lyrisch, groß im Bild und offen im Symbol. Das ist nicht die übliche, notdürftige Wortunterlage für große Ausstattung, vielmehr ist hier die Sprache der fruchtbare Nährboden für bildgestaltende Phantasie. Das Schauspielhaus setzte sich mehr für das Wort als für das Bild ein und zwang so Üppigkeit in eine Stilbühne. Für die Großen war das vielleicht genug, für die Kleinen zu wenig im Gefühl und zuviel im Gedanklichen. Walter v. Wecussens Bilder in der Art großer Kinderspielsachen waren sehr hübsch, aber dem Kind, das in der Phantasie größer und in Form und Farben wärmer und blühender sieht, genügt das nicht, und es ist enttäuscht. In den gezogenen Grenzen war die Regie des jungen Spielleiters Adolph Rampelmann sehr bemerkenswert.

Fritz Zimmermann.

In unserm Verlage erschienen:

- Karl Röttger, Christuslegenden
" " Der Eine und die Welt, Legenden
" " Das Gastmahl des Heiligen, Legenden
" " Die Allee, Erzählungen
" " Stimmen im Raum, Erzählungen
" " Die Flamme, Essays
" " Die Religion des Kindes, Essays
" " Haß, Drama
" " Gespaltene Seelen, Drama
Anna Croissant-Rust, Das Winkelquartett, Novelle
" " " Arche Noah, Erzählungen
" " " Der Felsenbrunner Hof, Roman
" " " Unkebunk, Roman
" " " Kaleidoskop, Erzählungen.

GEORG MÜLLER-VERLAG A. - G., MÜNCHEN.

In meinem Verlage erschienen:

- Karl Röttger, Zum Drama und Theater der Zukunft.
Mit Umschlag und Bühnenbildern von
Walter von Wecus.
" " Die fernen Inseln. Aus den Tagen der
Kindheit.
Erich Bockmühl: Mutter. Mit reichem Schmuck,
Umschlag u. Titel v. W. v. Wecus.

In Kürze erscheinen:

- Karl Röttger: Der Schmerz des Seins. Drei Novellen
" " Das letzte Gericht, Drama
" " Da glühn die Lichter der Unendlichkeit,
Gedichte
Erich Bockemühl: Jesus, Legenden.

ERICH MATTHES, VERLAG, LEIPZIG.

SCHULE

FÜR

ZEICHNEN □ MALEN
KUNSTGEWERBE
BÜHNENKOSTÜME

HOLZSCHNITTE, RADIERUNGEN, LITHOGRAPHIEN
STICKEREIEN

WALBURGA REISMANN

ANMELDUNGEN 3-4 UHR NACHMITTAGS

DÜSSELDORF, MARTINSTRASSE 99

Galerie Flechthelm

DÜSSELDORF, Königsallee 34



Auserlesene Werke alter und neuer Kunst

Graphische Abteilung

Wechselnde Ausstellungen

5. bis 31. Dezember:

Weihnachts-Ausstellung verschiedener Autoren

DOBLER, DÜSSELDORF 21